

[Nachdruck verboten.]

27]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Während Sultana mit Mabruka das kniende Kamel bestieg und von den gastfreundlichen Frauen Abschied nahm, die sie in Gassa zu besuchen versprochen, grübelte sie unaufhörlich darüber nach, wo Abdallah sich wohl aufhalte und warum er sich nicht sehen lasse. Eine Frage nach ihm wäre unschädlich gewesen, und keine der Frauen sprach aus eigenem Antrieb.

Kaum waren sie aus dem Hause, als Musik erscholl.

Ein Trommelschläger und drei Flötenspieler aus In Salah marschierten spielend vor dem Kamele, das in gekränkter Majestät dahinschritt, gedemütigt von den baumelnden Eisenglocken, mit denen man es behangen hatte wie einen Hofnarren, im übrigen jedoch, den ganzen Aufzug sichtlich als eitel Tand und Mummenschanz erachtend, aus seiner stoischen Philosophie heraus die gesamte Bande zum Teufel zu wünschen schien.

Neben dem Kamel tanzte ein Neger und schlug den Takt dazu mit zwei schmiedeeisernen Kastagnetten von Fußlänge. Vier Kaninchenfelle baumelten ihm um den Magen und seinen Kopf mit den mit glühendem Eisen tätowierten Wangen, die ihn als frischen Import aus dem Sudan kennzeichneten, bedeckte ein barocker spitzköpfiger Federnhut, der halb so lang war wie er selbst. Er fand seinen eigenen Tanz unglaublich komisch, und sein Negergrinsen steckte seinen tamburinschlagenden gleichfarbigen Begleiter an.

Die ganze Schar der Beduinenweiber folgte der Braut unter lauten Freudentönen, die bloß mit dem Glucksen von Hennen zu vergleichen waren. Alle waren barfüßig, aber mit großen barbarischen Schmuckstücken behangen, und die dunkeln, blauen und roten Mahfäs fielen wie antike Gewänder um die schlanken Körper.

Sie waren erst wenige Minuten geritten, als Sultana einen Reiter in weißem Vernus, aber grünem Turban und langem weißen, um die Wangen flatternden Schleier auf einem schnaubenden Schimmelhengst ihnen entgegenpörselten sah.

Es war Abdallah, der Hof und Turban gewechselt hatte.

Zum erstenmal und mit bezauberndem Staunen sah sie ihn die grüne Farbe anlegen, die nur diejenigen das Recht zu tragen hatten, die von dem Propheten stammen.

Abdallah hatte bisher von dieser seiner vornehmen Herkunft nicht das geringste verlauten lassen, und Sultana erklärte sich dies Schweigen nicht als Bescheidenheit, auch nicht als Gleichgültigkeit, sondern als einen wohlberedelten Plan, um Eindruck auf sie zu machen und sie durch stets neue Ueberschreibungen, die er bereit hielt, für sich zu gewinnen. Aber obwohl sie seine Taktik durchschaute, verringerte dies die Wirkung nicht. Im Gegenteil, sie rechnete es ihm hoch an, daß er sich nicht bloß eine Braut als Eigentum kaufen wollte, sondern bestrebt war, ihr Herz zu erobern, ihre Liebe auf ehrliche Art zu gewinnen.

Er sah so ruhig wie eine Säule auf seinem tanzenden Renner und lächelte zu seiner Braut empor, deren Stimme er wohl hörte, obgleich sie selbst unter dem Baldachin verstreht war.

Er hatte zu melden, daß die umwohnenden Stämme seine Hochzeit mit Kunstritten, Kriegsspielen und Turnier, kurz gesagt mit einer arabischen „Fantasia“ feiern wollten.

Nun begriff Sultana, warum das Dorf die ganze Nacht im Fieber gewesen war.

Vor sich auf der Ebene sah sie in kurzer Entfernung eine Heerschar weißgekleideter Beduinen mit ihren Weibern und Kindern auftauchen. Zu Tausenden waren sie im Laufe der Nacht langen Weges zusammengeströmt, und einzelne waren Abdallah sogar aus Gassa entgegengeritten.

Als die Scharen der von dem jungen Marabu begleiteten Baldachins ansichtig wurden, stieg ein Gesang aus tausend Kehlen.

Das wogende, lärmende Menschenmeer öffnete sich vor dem Kamele und schloß sich wieder.

Da fühlte Sultana etwas wie Stolz, während Mabruka nahe war, vor Glück den Verstand zu verlieren.

Mitten in der dichten Versammlung ließ man einen großen länglichen Kreis offen.

Am jedem Ende des Kreises hielten etwa zehn Reiter auf ihren Rossen, welche kunstfertig gestickte Sattel und langschleppende Seidenschabracken trugen. Die Reiter waren in schneeweißem Festbernis erschienen, einige mit eigentümlichen Helmen aus Straußenfedern auf dem Kopfe. Das ganze Untergeficht war von dünnen Schleiern verhüllt.

Sobald Abdallah und seine Braut die ihnen reservierten Plätze erreicht hatten, nahm das Spiel seinen Anfang.

Die beiden Reitercharen stürmten unter wildem Kriegsgeheul in vollem Galopp aufeinander los, einige mit gezogenen Säbeln, andere mit Pistolen oder langen silberdamazierten Büchsen, die sie über den Köpfen schwenkten. Mitten im Kreise prallten sie zusammen, feuerten die Pistolen in die Luft, wandten die langen Büchsenläufe zur Erde und schossen sie zwischen den Beinen der Rosse, die, scheu und nervös von den Schüssen, dem Kriegslärm und Pulverrauch, schnaubend und sich bäumend mit den Vorderbeinen ausschlugen, in das Gras ab.

Dieses Wirrwarr sah lebensgefährlich aus, währte jedoch nur wenige spannende Augenblicke, während derer man kaum Zeit hatte, sich über das Geschehene klar zu werden.

Die Rosse bekamen die Sporen in die Flanken und sprenkten zu je ihrer Richtung aus dem Kreise, der sich vor ihnen öffnete.

Nun sah man, daß ein Pferd ohne Reiter war. Mitten im Kreise lag ein junger Mann regungslos still.

Sultana glaubte im ersten Augenblick, dies gehöre mit zum Spiel, aber sogleich eilte man von allen Seiten hinzu und trug den Verwundeten vor Abdallah hin, als erwarteten alle von ihm allein Hilfe und Beistand.

Er selbst war augenscheinlich derselben Meinung. Er sprang vom Pferde und untersuchte den jungen Mann, der ohne eine Klage, bleich aber mit offenen, ruhigen Augen, auf der Erde lag.

Daß eine Schenkelbein war gebrochen.

Abdallah fügte es mit überlegener Ruhe zusammen, als habe er nie anderes im Leben getan als Knochen zusammenzusetzen und legte einen vorläufigen Verband an.

Sultana hatte in ihrem Eifer, zu sehen, den Baldachin zerrissen. Erst als sie dem Blick des jungen Mannes begegnete, erinnerte sie sich, daß sie unbedacht ihr Antlitz entblößt hatte und zog sich errötend zurück. Der leidenschaftliche Blick des hartlosen Helden gab ihr einen Stich ins Herz. Die leichenblasse Farbe beredete sein Antlitz und rief ihr Mitleid wach. Thretwegen war es ja geschehen, daß er seine jungen Glieder aufs Spiel gesetzt hatte.

Eine Währe wurde in aller Eile bereitet, und zwei Männer trugen ihn nach El Gattar.

Abdallah stieg wieder zu Pferde, und Sultana erfuhr, daß der Verwundete Raied ben Bu-Aris heiße und ein vornehmer junger Mann aus Gassa sei.

Dieser unglückliche Zwischenfall verdarb Sultana den Rest der Festspiele. Sie legte ihm die Bedeutung eines bösen Omens bei und mußte wieder an den getöteten Delfin denken.

Für alle anderen war es, als sei nichts geschehen.

Die dressierten Pferde wurden weiter vorgeritten und zeigten all ihre Künste. Eines konnte niederknien und ein Taschentuch aufheben. Ein milchweißes, schlankes, nervöses Pferd aus der Wüste spielte eine ganze Komödie: es fiel mit großer Bravour auf dem Schlachtfelde und blieb tot liegen.

Nach neuen Gesechten zwischen Fußvolk und Reitern gab man ein spannendes kleines Zwischenspiel zum Besten, das Liebesabenteuer des Löwen.

Aber die Hauptnummer des Tages war doch die Darstellung einer Brautentführung, deren ritterlicher Brauch noch heutzutage unter den Wüstenbeduinen herrscht.

Sultana folgte schlaff dem ganzen Schauspiel. Sie sah alles, genoss es aber nicht.

Sie sah die Zukunft sich entgegenstarren mit gelben falschen Augen.

Wieder ging es weiter, Gassa zu. Das Terrain stieg mehr und mehr gegen die inneren Hochebenen an, die sich vor ihnen gegen den Himmel erhoben.

Abdallah ritt voran neben seiner Braut. Hinter ihnen wogte ein Meer von weißen Reitern.

Sultana war nur stumm vor Spannung, bleich vor Ungeduld.

Noch ungeduldiger aber war ihr künftiger Heimatsort. Er konnte nicht stille sitzen, bis sie kam. Er kam ihr entgegengewandert.

Auf weite, weite Entfernung sah man die weißen Mäntel in der Sonne leuchten.

Als die beiden Scharen sich einander näherten, war es, als trüge der Wind hier und da einen Klang von Liedern mit sich.

Der Klang wurde zu einem Stimmengebrausch, einem dröhnenden Ernst.

Es waren keine Liebeslieder, die da erschollen.

Ein Pilgerzug wallte ihnen entgegen.

Ein Volk in weißen Gewändern mit heiligem Sang auf den Lippen.

Es folgte wehenden roten und grünen Fahnen mit dem Halbmonde und mit glänzenden Messingkugeln, ehrwürdigen alten Seidenbannern mit eingestickten Koransprüchen.

Und es sang Vitaneien, die allen Marabus Gruß und Frieden entboten: dem größten aller Marubas Abd El Kader Djilani, Abdallahs Vater und Abdallah selbst.

Die Scharen stießen zusammen, schloßen Abdallah ein, und zwangen ihn, sein Pferd anzuhalten.

Mit einer unerschütterlichen Miene, scheinbar unerschütterlich, sah er rubig da und blickte hinaus über dies Meer von Gläubigen, diese Tausende Ergebener, die ihn begrüßten wie einen König und sich drängten, den Gipfel seines Bernus zu küssen.

Diese unerwartete, schwellende Stimmung trug und hob Sultana wie die Welle an Kerkennas Strand.

Der Rausch des Volks riß sie hin, und ohne betrübt zu sein, brach sie in Tränen aus.

13.

Sultana war noch nicht viele Tage in Abdallahs Hause, als sie sich heimisch und mit ihrem Schicksal versöhnt fühlte. Mitflug sagte sie sich selbst, daß die Zukunft nie so schwarz sei, wie man glaube.

Mabruka hatte das ihrige getan, um die Wirkungen dieser jähen Verpflanzung in neues Erdreich zu mildern. Aber was hätte selbst ihr Trost zu bedeuten gehabt, wenn Abdallah sich als der Tyrann entpuppte hätte, der in so manchem mohammedanischen Hause die Peitsche schwingt!

Daß er dies nicht war, sah sie sogleich.

Die Worte, die er zu ihr sprach, als sie auf dem Brauttrone saß, waren feierlich und hochgestimmt gewesen. Es lag nur allzu nahe, sie als traditionelle Festlyrik zu betrachten. Aber seine ganze Haltung deutete darauf hin, daß er sie ernst nahm und dem Buchstaben nach zu erfüllen gesonnen war.

Er suchte früh und spät ihre Nähe.

Des Morgens ging er gleich in die Bäueria, die so nahe lag, daß man sie von der Terrasse aus sehen konnte. Sie bestand aus einem Vorhofe, der von drei Flügeln mit kleinen Kammern umgeben war, und einem größeren, mit blendend weißem Kalkputz stets neugetünchten, vieredigen, von einer flachgedrückten Kuppel überwölbten Hauptgebäude.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Beim Königstusch.

Von Elisabeth Seydemann-Möhrling.

Ein Brummer lag Hedda Müllner surrend in den Ohren, daß sie ihm doch das Fenster aufmachen und ihn in die Straße entlassen lassen möchte, wo Mailänder um die Pfingstbüsche an den Haustüren schvürren, und ein paar Parfülier immer noch Ralmus und Möschentranze ausschrien. Aber das Mädchen hatte keine Zeit und kein Nachdenken für den kleinen Kerl, mit den blauen zitternden Flügeldecken — so am Vorabend von Pfingsten und Schützenwiese — als einzige Pukmamself bei Madame Leman. Es lag auch noch immer wieder eine neue Sache, die nicht ab-

zulehnen war, und die alte Frau Leman hatte es um sie verdient, daß sie aussieht, bis der letzte Gut abgeliefert war, und daß keine Mark in ein anderes Geschäft getragen wurde. Nun trat Madame Leman durch die Radentür und legte noch einen Gut und Federn und Spitzen auf den Tisch.

„Fräulein Hete, also recht solide — Sie wissen doch, für die Frau Zimmermeister Krüsel, die geborene Beerermann.“

Hete Müllner hob für einen Augenblick die übermäßig schweren Lider und bezog die blutlosen Lippen ein wenig. Sie nahm auch den soliden schwarzen Basstut gleich in Arbeit und legte das Babyhütchen, an dem sie mit Moosröschen herumprobiert hatte, zur Seite.

Sie hatte der Frau von Wilhelm Krüsel auch den Standaamtshut und all die andern Frauenhütchen garniert, und sie würde ihr auch demnächst die Kinderhütchen aufsteden müssen, vielleicht mit blauen Bändchen oder auch mit rosa — je nachdem, ob bei Wilhelm Krüsel ein Bub oder eine Deern im appetitlichen Wiegenkörbchen lag. Die Sippe Beerermann-Krüsel war eine urangesehene, vielgliedrige Kundschaft von Madame Leman, die das große Putzgeschäft in Haidehegen hat. Und Hete Müllner aß Madame Lemans Brot.

Hete Müllner war eigentlich so ein Nesthaken gewesen, dem man jeden Wisfen an den Schnabel bringt, und der nicht daran denkt, daß er eines Nachts ohne Mutters Flügelschutz warm werden muß. Sie war das einzige Kind — und die Mutter war eine Witwe.

Aber die Mutter, die eine kleine Pension, vormittags einen Kindergarten und nachmittags ein paar Handarbeitschülerinnen gehabt hatte, starb eines Nachts wie von ungefähr —, und das Rädel schrie sich halb tot in seiner Angst, ohne Mutter auf der Welt zu sein. Ein paar Wochen hatte Hete keinen andern Weg, als den zum Kirchhof, und keine andere Sehnsucht, als die, wie ein treuer Hund auf einem Grab zu sterben.

Als aber die paar hundert Mark für das erste hilflose Alleinsein von der Sparkasse geholt werden mußten, kam das „Sich-auf-Leben-besinnen“ und wies mit seinem Wegweiserarm in die große Masse der Tagelöhner des Lebens.

Und weil sie ein wenig Fuß machen konnte und die richtigen schnellen weißen Finger dazu hatte, ging sie ins Geschäft zu Madame Jeanne Leman.

Nun sehnte sie sich nach jemand, bei dem ihr einsames Angstleben zur Ruhe gekommen wäre, — nach einem, der sie gebeten hätte, in seinen vier Wänden zu hoden, und die vier Wände nach Frauennart zu putzen.

Als sie aber merkte, daß so etwas ein alberner Wunsch sei, hoffte sie, es möchte einer kommen, der dies oder das aus ihrem Leben machte, wenn es nur nicht so ohne Liebhaberen bliebe.

Eine Schönheit war sie ja nicht, aber es war etwas Gehütetes, etwas Feines, Keines an ihr. Ihr Haar war hell und locker wie Marienhaar, weil die Mutter es gepflegt und gewaschen hatte, und ihre Augen waren jungfräulich. Einige der andern aus der Arbeitsstube der Madame Leman hatten den Blick der Verführten und manchmal, in der Montagsfrühe zumeist, auch einen Zug, der an saloppe Kleider denken ließ, die man durch Dick und Dünn gezerrt.

Hete saß unter ihnen, ein wenig steif und tugendsicher zuerst, ein wenig neugierig erst und eines Tages neidisch!

Und da war eine, die war stärker, aus Hetes Ton, aus guter Familie. Die hatte ein nerdböses Luftschiffnäschen, Lippen mit dem Amorschwung und Farben wie das liebe Leben einer Dresdner Vogelwiese. Und Sonntag um Sonntag ging sie zum Tanz nach Liebenmühle, wo auch die Söhne der Haidehegener Vornehmen tanzten.

Die brachte es der Hete auch bei, daß man das Leben im Schnellwalzer nehmen muß — da tanzte Hete eines Sonntags auch — billige Valenciennes an einem loffenen Unterrod und in einem dünnen Foulardfähnchen, um das sie eine ganze Zeit von schlecht riechenden Schmalzstullen lebte — sie, die Hete Müllner aus dem Hause, das einen kräftigen Mittagstisch gehabt hatte, die Hete, für die nur die teuren Trinkeier früher gekauft wurden.

Als dann die Freundschaft zwischen der Trude Kleeberg und der Hete Müllner so eng wurde, daß mein und dein die Grenzen verwischten, krochen sie zusammen in einer Stube, bei den alten, schön erhaltenen Möbeln, die zu Frau Müllners Zeiten für die Staub- und Fliegentage ihre Schutzdecken gehabt hatten. Aber die Schonzeit war vorüber — für die Hete auch — die stand nun auch frei für Sonne und dicken Landstraßentaub und verblaßte...

Madame Jeanne Leman war einmal eine Hanne Lehmann und Laufmädel gewesen in ihrer Berliner Vorvergangenheit. Sie hatte ihre eigene kleine Weltgeschichte erlebt und war in Haidehegen eine anständige, gutgeachtete Frau. Die ließ eines Abends nach Feierabend Hete Müllner in ihr Privatzimmer kommen und sah sie sich von oben bis unten an.

„Des Menschen Wille ist kein Himmelreich“, sagte sie als abschließendes Wort zu ihrer unheimlichen Revue, und das Mädchen fuhr mit den unruhigen Wästen von einer Stubenecke in die andere und wartete auf die Kündigung zum ersten des kommenden Monats und dachte dabei, daß sie in Liebenmühle, wo sie ins Unglück gegangen war, auch ins Wasser gehen würde.

„Ja frage nicht, und Sie brauchen mir auch gar nichts zu sagen. Ich weiß schon — — der Kleeberg habe ich gelündigt —

werde doch nicht den Ruf meines alten Geschäfts aufs Spiel setzen, um —

Und nun kam es — und Hete Müllner wünschte, daß es erst gesagt sei, damit sie noch vor Abend nach Liebesmühle gehen könne, wo es nachts so graulich ist, selbst wenn man zärtlich zu zweien geht.

Aber Madame Leman rückte dem Mädchen einen Sessel hin und sagte mit einer anderen Stimme:

„Sie können bleiben, Sie Mutterlose, und ich werde Ihnen helfen, daß Sie über den Berg kommen. Aber Sie sollen mir nichts sagen von — — — von dem Mann. Es wird ein Haidehegener sein, der in seine Sippe heiratet. Und Sie sollen ihm zeigen, daß Sie sich nicht unterkriegen lassen. Keinen roten Dreier sollen Sie von dem Kerl nehmen. Verstanden? Sie haben's nicht nötig, Sie mit den Fingern und den Augen! So — — und wenn Sie mögen, können Sie die Hinterstube bei mir kriegen — aber — — erst reinen Tisch gemacht.“

Der machte sich von selbst bald rein in ihrer Lage — und Wilhelm Krüsel, der flotte junge Zimmermeister, dem's überall glückte, haratele eine Halbverwandte.

Eine gute Wegstunde aber von Haidehegen lief ein flachs-blondes Dirnchen seine ersten Schuhe auf der Dorfstraße entzwei. Für das Dirnchen war der weiße Hut, der warten mußte, bis der schwarze für die Frau Krüsel fertig war.

Und der Frau Zimmermeister Krüsel gefiel der Hut so — grau in schwarz und schwarz in grau —, ganz reservierte, selbstverständliche Wohlhabenheit. Sie hatte ihn sich gleich aus der Arbeitsstube geholt, weil die alte Leman nicht im Laden war. Da hatte sie den Kinderhut gesehen und ihn hin und her gedreht.

„Wirklich niedlich, Fräulein, und dabei so billiges Material! Wohl für das Kleine von 'nem Lehrer oder sonst 'nem kleinen Beamten?“

„Rein!“

Es wäre ihr fast über die herben Lippen gefahren, daß ihr Hütchen auch in die Sippe Krüsel-Beermann gehörte. Aber die junge lustige Frau war schon bei einem andern Thema. Sie hatte die ganze Verwandtschaft heute abend im Garten bei Rampions zur ersten Pfingstbombe im Ehestand. Und jedem Jungen hatte sie Baldmeister abgekauft, aus reinem Uebermut, und ihr Mann hatte die Bowle viel zu früh angefacht aus lauter Ungebuld und Glück. Sonst verstand er sich auf Bowlen! Aber diesmal bekam sie nicht viel ab von der Raibowle — diesmal nicht! Und wenn der Schützenzapfenstreich vor der Tür des Schützenkönigs einsetzte, kam das Hoch auf — — und sie lachte und drehte wieder den Kinderhut hin und her.

Da nahm Hete Müllner ihr das billige Ding aus der Hand, fast groß, und deckte seine bescheidene Schönheit mit weißem Seidenpapier zu. Als sie dann gleich darauf die Frau zur Tür begleitete und sah, wie die hübsch war in Unerfahrenheit und Glück und daran dachte, wie verzerrt und nervös sie damals gewesen war, blieb ihr der stereotypische Gruß im Halse stecken. Es war ihr auch, als hänge sich eine große Kreuzspinne just in den Winkeln ihres Herzens, der hell war vom Glück über ihr schönes Kind.

Und sie ging in die Hinterstube und drückte sich in die Fensterede und hockte wie vorher mit müdem Rücken und müden Augenlidern über ihrem Arbeitsreiß und wartete auf den Tusch aus dem „Krummen Steig“, wo das Fest beim Schützenkönig anhebt. Ihre ganze Grausamkeit würde sie gegen den Tusch schmettern, und vielleicht erhörte sie Gott, zu dem sie trotz allem noch Sonntag um Sonntag ging, und Wilhelm Krüsel's Kind wurde ein Krüppel, oder es war ein Totgeborenes, bei dessen Anblick sich das Gesicht der Frau verzerrten würde, wie es das ihre einmal tat, daß es nie wieder seine alten Glückslinien fand. Oder — — — wie sie doch hübsch war, die Frau — — — wenn — — —

Man würde bei ihnen im Geschäft die Trauerhüte und den Leichenputz bestellen, und durch ihre Hände würde der Schleier gehen, der bei der lustigen Hochzeit die verlogenen Glücksriffe bekam. Ja — — das! Wilhelm Krüsel's Frau tot! Und sein Kind ohne Mutter, die seine Schönheit putzt und pflegt und dann, wenn es groß ist, ein Auge darauf hat, wer mit ihm tanzt. Denn es würde ein Mädchen sein — und Wilhelm Krüsel würde Hete Müllners Schicksal an ihm erleben!

Und dann lachte das Mädchen auf in einem trocknen Hohn.

Im Putzgeschäft wird man phantastisch! Es wird bei Wilhelm Krüsel alles glatt und gut und normal gehen, und wenn sie bei Madame Leman im Geschäft blieb, würde sie seinem Mädel hübsche teure Hüte garnieren.

Und ihr Mädel?

Schön soll es werden — wunderschön durch verzehnfachte Liebe. Und Hete Müllner redete ihren müden, mürben Körper, und über ihre verhärmtten Lippen kam ein feiner, froher Ton — sie wußte auch nichts mehr von der Spinne in ihrer kleinen Freudenede.

Die düftigsten Meider sollt ihr Mädel tragen Jahr um Jahr im Kinderzug zur Schützenwiese. Und ein Kränzchen aus Apffelblüten oder so etwas über die Wägen Partes, das keiner anrühren darf. Und einer aus der Sippe Krüsel-Beermann wird den Vogel abschicken und sie sich als seine Königin zum Kinderkranz auf die Pfingstwiese holen, wo man seine Pfingstgroschen um eine Eintagsfreude verwirft.

„Aber anrühren sollt ihr Kränzchen keiner!“

Da! Und sie riß das Fenster auf! Die Straßen zitterten schon vom Königstusch, und die Leute liefen dem „Krummen Steig“

zu, wo die angefessenen Haidehegener noch ihre altmodischen, hundertwinkligen Häuser haben, die ein Spruch segnet, und wo ein brödelnder abgedankter Heiliger im immer fühlenden Fliesenflur steht, über den im Sommer, wenn die Tür zum Hof offen steht, ein grünes Schimmern läuft. Denn da hinten in vornehmer Heiligkeit hüten sie ihre tiefen Gärten mit den vielen glühenden Haselzweigen und den Jahrhundertsbäumen und den Blumen, die von einer Mode in die andere kommen. Und eine alte Lebensauffassung lagert hier, wie alte Jahrgänge in einem vornehmen Weinkeller.

Und von hier flog der Schützenstusch über die kleine Stadt und brachte sie auf die flinken frohen Füße.

Aber Hete Müllner blieb am Arbeitsplatz, hatte das weiße Hütchen mit den Moosrosen in der Hand und sagte halb in Angst mit einem leisen Drohen:

„Aber das Kränzchen sollt ihr nicht anrühren!“

Guter und schlechter Geschmack.

Ja, wenn sich das eine wie das andere mit wenigen Worten deutlich sagen ließe; wie leicht wäre es dann, das Schlechte zu meiden und das Gute zu ergreifen. Aber nun ist es leider so, daß gerade in den Fragen des Geschmacks Anarchie und Despotismus dicht nebeneinander wohnen und daß sich nur selten betweisen läßt, worum etwas wirklich geschmacklos ist. Wenn zum Exempel irgend ein Kloster annouciert: Käse von purifizierten Händen reuiger Mädchen bereitet und mit Gebets- und Messbons ausgestattet — so ist das sicherlich geschmacklos; aber es gehört solcherlei nicht zu dem, was wir eigentlich meinen. Wir meinen gut oder schlecht von der Form, von dem optischen Ausdruck, von den Verhältnissen der Linien und Farben, vom Rhythmus; wir meinen zugleich gut und schlecht, was die Qualität, das Material, die Technik, die Nutzbarkeit, angeht. Und da eben fragt es sich: gibt es Gezeje. Oder ist es so, wie Anatole France sagt: Alle Aesthetik ist ein Lustschloß. Sagen wir getrost, daß es solche Gezeje gibt; sie find sozusagen in der menschlichen Natur begründet, so etwas wie kategorische Imperative. Es wird niemand Pasewalker Bitterbier für besser achten als Münchner Hofbräu; niemand wird Zelluloid höher schätzen als Eisenbein; und es wird auch niemand, der auch nur etwas davon versteht, übersehen, daß, trotz aller Ähnlichkeit, Rubens sehr viel besser ist als Jordaens. Es ist schon richtig, daß es so etwas wie absolute Maßstäbe für die Qualität gibt.

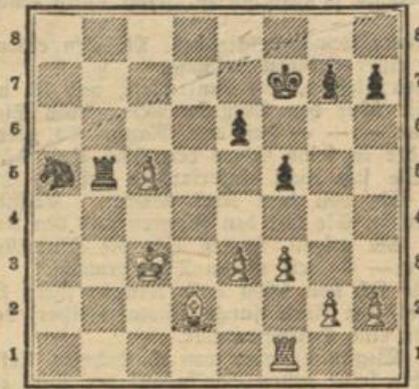
Und es war auch gut und nötig, daß sich im Laufe der letzten zehn Jahre Leute fanden, die dem Publikum predigten, was guter und was schlechter Geschmack sei. Wenn dabei auch manche Torheit unterließ, wenn Snobs eine Aesthetik der Krawatte jonglierten und Pedanten sich bis zu der Kunst im Leben der Leiche verstiegen, so war doch im allgemeinen die Propaganda des guten Geschmacks gesund und nützlich. Eines ihrer wichtigsten Lehrmittel war das System von Beispiel und Gegenbeispiel. Man zeigte den Leuten ein schönes Bauernhaus der Vergangenheit und daneben einen jener roh gemauerten, mit schreulicher Pappe eingedeckten Kästen, wie man sie jetzt macht; das wirkte. Oder man zeigte ein Konstrukt von Mischelmöbel neben einer Arbeit von Bruno Paul; das überzeugte. Gewiß, dies Verfahren hat etwas Grobes, hat etwas von einer Kapuzinade; aber es ist probat. In Stuttgart hat man danach sogar ein Museum eingerichtet, wenigstens einen Teil des Hauses. Und jetzt hat der Direktor dieser Stuttgarter Schreckenkammer die Fülle seines Materials zu einem umfangreichen Buch geordnet: *Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe*. Von Gustav E. Pazzarel (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Es ist ganz amüßig, in diesem leider etwas düstern Buch zu blättern.

Da lesen wir zunächst mancherlei über wunderliche Materiale. Was haben die Menschen doch schon alles benutzt, um daraus nach ihrer Meinung ein Kunstwerk zu machen. Aus Schädeln und Menschenknochen hat man in Grusitapellen ganze Wände mit Ornamenten bedeckt, hat aus entrentten Schenkeln Kronleuchter gebaut, hat aus Schusterblättern Wappenschilder gefügt. Die zärtlichsten Dinge flocht man aus Menschenhaar, Blumen und Gratulationskarten, auch Uhrketten zur Erinnerung an diesen oder jenen. (Und hielt die Indianer und Stalpyäger für Barbaren.) Auch die Haut des Menschen blieb nicht ungenutzt; raffinierte Bibliophilen ließen sich kostbare Bücher in Menschenfell binden. Gegen solcherlei sind Möbel aus Hirschgeweih beinahe etwas Harmloses. Hingegen scheint es schon wieder bedenklicher, wenn Damen lebende Schlangen als glühendes Halsband umlegen oder wenn sie brasilianische, an goldene Ketten gefesselte Leuchtsäfer im Haar nisten lassen. Merkwürdig ist auch oft genug das, was die Kochkünstler und Buderbäder fabrizieren. Triumphbögen aus Kuchen oder Schweinefleisch, die Loreley aus Käse und Butter, das ist gar nichts Seltenes. Und was kam man alles aus Marzipan und Schokolade machen. Kieselsteine, Rosen, Damenhüte, Heringe und Zwiebeln. Auf Schinken aber läßt sich das Bild Bismarcks auszeichnen und mit Buder ausgießen. Zu einer anderen Gattung des Materialmißbrauches gehören dann wieder die sogenannten „Pimpeleien“. Da baut sich jemand ein Haus aus zehntausend Bierflaschen oder patriotische Engländerinnen nähen aus Stoffresten von den Rakiröden der Durenkämpfer Sozialisten. Eine pietätvolle

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

a b c d e f g h



Weiß zieht und gewinnt.

Lösung. In dieser zwischen Alapin und Rubinstein im Pischaner Turnier vorgekommenen Stellung konnte Weiß mit 1. Kd4 den Bauer mit wahrscheinlicher Gewinnstellung behaupten. (In Wirklichkeit geschah 28. Ta6? mit Remisschluß, weil Weiß folgendermaßen rechnete.) 1. Sb3? (So6!) 2. Kc4, SxL4; 3. KxT, SxT; 4. c6, Ke7 (5. Kb6?, Sxe3; 6. c7, Sd5+, 7. SxO7 etc. Jedoch Weiß gewann doch in dieser Variante.) Nämlich 5. Ka6!, Kd8; 6. Kb7 nebst c6-c7+-c8D. Ein lehrreicher Rechenfehler.

Schachnachrichten. In der Mitgliederversammlung des Berliner Vereins wurde der Anschluß an den neu gegründeten Arbeiter-Schachbund debattiert. Viele Redner bezeichneten den Passus der Satzungen, der da lautet: „Von der Aufnahme sind ausgeschlossen Personen und Vereine, welche Gegner der Ziele und Bestrebungen der modernen Arbeiterbewegung sind“, als „Kautschuparagraphen“. Man möchte den politischen Gegenpart zu anderen Schachbünden viel schärfer in den Satzungen ausgedrückt sehen. Der Anschluß wurde jedoch genehmigt, nachdem der Bundesvorsitzende H. Dehlschlager erklärt hatte, die obligatorisch gewerkschaftlich und parteipolitisch organisierte Vorstandschaft würde dafür sorgen, daß nicht der „Kautschuparagraph“, sondern der Paragraph zur Anwendung käme.

Das internationale Meisterturnier zu Pischan (Ungarn) hat am 20. Mai begonnen. Die Beteiligung ist aus folgendem Stand nach den ersten fünf Runden ersichtlich: Rubinstein 4; Marshall 3 1/2; Alapin, Freyer, Duras, Gromadta, Schlechter, Spielmann, Teichmann, Yates je 3; Walla, Lowyts je 2 1/2; Cohn, Sterk je 2; Warasch, Salbe je 1 1/2; Leonhard 1; Johner 1/2. Nachstehend Partien aus dem Turnier:

Muziogambit.

R. Spielmann. P. Leonhard.
1. e4, e5; 2. f4, e4; 3. Sf3, g5;
4. Lc4 (h4!), 4. g4 (Lg7!),
5. 0-0.

5. d7-d5
5. g3; 6. Dxf3, Df6;
7. e5, Dxe5; 8. d3, Lh6; 9. Sc3,
Se7; 10. Ld2, Sbc6; 11. Taol,
Df5; 12. Sd5, Kd8; 13. De2! zu-
gunsten von Weiß; 3. B. 13.
SxS; 14. LxS, DxL; 15. Lc3
nebst event. Lf6+.

6. Lc4xLd5
Auch exd5 ist sehr stark.

6. g4xf3
7. Dd1xf3 Sg8-f8
8. Df3xf4 Lf8-e7
9. Sb1-c3 c7-c6
10. d2-d3 Lc8-e6

Bei 10. cxd5; 11. Sxd5,
SxS; 12. Dxf7+, Kd7; 13. Dxf8+.
Ke8 etc. muß Weiß Remis durch
ewiges Schach halten.

11. Ld5-b3 Sb8-a6
12. e4-e5 Sf6-d5
13. Sc3xd5 Le6xd5
14. c2-c4 Ld5-e6
15. d3-d4 Th8-g8?

Der Verlustzug. Wit 15. So7
nebst ev. Dd7 und 0-0-0 konnte
Schwarz den Angriff abschlagen.

16. d4-d5! c6xd5
17. Lb3-a4 Ke8-f8
18. Df4-h6+ Tg8-g7
19. Dh6xe6 Sa6-c5
20. De6-h3 Sc5xa4
21. Lc1-h6 d5xc4
22. Lh6xg7+ Kf8xg7
23. Dh3-g4+ Kg7-h8
24. Tf1xf7 Dd8-b6+
25. Kg1-h1 Ta8-g8
26. Dg4-f5 Tg8-g7
27. Tf7xe7! Sa4xb2
27. Txf7; 28. Df8+
28. e5-e6 Db6-d8
29. Te7xg7 Kh8xg7
30. Df5-f7+ Aufgegeben.

Hier noch eine scharf gespielte Partie. **Damengambit.**
Lowyts-Marshall. 1. d4, d5; 2. e4, e6; 3. Sc3, Sf6; 4. Lg5,
Le7; 5. e3, Sbd7; 6. Sf3, 0-0; 7. Te1, a6; 8. Se5? (c5!) 8.
SxS; 9. de5, Sd7; 10. LxL? (besser Lf4) 10. DxL; 11. cd5,
Sxe5; 12. f4? (Harakiri! Verhältnismäßig besser war de6 nebst Le2)
12. Sg6; 13. Ld3, Td8!; 14. LxS, hg6; 15. Df3, ed5;
16. Sxd5, Txs1; 17. Dxt, Dxe3+; 18. Kd1, Lg4+; 19. Ke2,
Lf5+; 20. Kd1, Dxf4; 21. Te4, Dg5 (droht sowohl Td8 als Lg4+)
22. Td4, c6; 23. Df3, Te8; 24. g4?; 24. De2 (25. Txl,
Dd5+) 25. De5; 26. Dxl, Dxd; 27. Txd, Txt; 28. h3,
f5; 29. Kd2, Kf7; 30. Tg1, Kf6; 31. Tg3, Td5+; 32. Ke2, f4;
33. Tb3, b5; 34. h4, g5; 35. h5, Ke5; 36. Ta3, a5! Aufgegeben
(wegen 37. Txa5, Ta4 mit Turmtausch).

Rante läßt die Erfindungsstücke des Reffen galvanisieren, und höhere
Töchter lieben aus Zigarrenbauchbinden das Symbol des preussischen
Adlers. So etwas heißt man „Freistundenkunst“. Ihr opfern auch
die Pastorenfrauen, wenn sie, wie Meyrink so niedlich sagt, in ihren
Kränzchen den Ring um den Saturn häfeln.

Etwas anderes sind dann wieder die funktionellen Utens.
Zum Beispiel: da steht ein Schrank, ausgerüstet mit Säulen. Öffnet
man die Türen, so drehen sich die tragenden Architekturteile lustig
heraus, ohne daß es einen Einsturz gibt. Und dann die Konstruktions-
attrappen: Dadel als Hutbürsten, Neger als Vorfürstchen, Damen
als Bierkrüge. Im Stuttgarter Museum steht sogar ein Ofen, der
wie eine richtige Ritterrüstung aussieht und daneben ein anderer in
der Gestalt einer leibhaftigen Venus, die feuch errötet, wenn das
Feuer ihr in die Seele schlägt. Was bedeutet neben solchen Meister-
stücken der Zeppelinsballon als Beleuchtungskörper.

Es mag der Proben aus dieser Sammlung des geschmacklichen
Blödsinns genug sein. Nur eins sei noch verzeichnet, nämlich das
Mittel, das Thomas Theodor Heine empfahl, um alles Geschmad-
lose geschmackvoll zu machen. Pazaurel hat es registriert, es lautet
also: „Jeder Gegenstand, der den Schönheitssinn der deutschen
Frau oder Jungfrau verletzen könnte, läßt sich durch Bepinselung
mit flüssiger Goldbronze alsbald in eine wahre Augenweide ver-
wandeln, während Gegenstände, die schon an sich schön sind, durch
die Bronzierung geradezu niedlich werden.“ R. Br.

Kleines feuilleton.

Volkskunde.

Vom Pfingstochsen. „Aufgedonnert wie'n Pfingstochse“ ist
eine landläufige Redensart, mit der man die ganz bestimmte Vor-
stellung eines übertrieben und geschmacklos gepuderten Menschen ver-
bindet. Die Volkskunde aber wird durch diesen drastischen Satz auf
mancherlei Probleme geführt, die den Helden dieser Redensart, den
vielenannten Pfingstochsen, zum Mittelpunkt haben. Das Pfingstfest
hat ja von jeher im Hirtenleben eine große Rolle gespielt,
denn um diese Zeit wurde das Vieh wieder auf die Weide
getrieben. Zum Pfingstfest wird daher das Vieh bekränzt
oder auch mit Schellen geschmückt; die Pferde und Kühe,
die am Pfingstmorgen auf die Weide getrieben werden, er-
halten die sogenannte „Tauschleise“, einen Maieubich an
dem Schweif. Auch die Hammel werden vielfach mit Blumen
aufgeputzt; für einzelne Orte des Kreises Harburg wie des Kreises
Minden ist die Pfingstfeste bezeugt, daß die beste, am meisten Milch
gebende Kuh durch einen Kranz ausgezeichnet wird. Ein festlicher
Umzug der geschmückten Tiere schließt sich an; bei den Pfingst-
lustbarkeiten der Hirten werden sogar auf freiem Felde
Wettkämpfe von Bullen veranstaltet. Unter all den Tieren
der Herden hat nun aber der Dohse seine bedeutende
Stellung im Pfingstbrauch erhalten. Namentlich im Drauschweigi-
schen und im Weddenburgischen häuft man auf den würdigen
Wiederkäuer die höchsten Ehren. Die Metzger führen bereits mehrere
Tage vor dem Fest den fettesten Dorfschaf im bunten Aufputz, an
den vergoldeten Hörnern mit Blumenkränzen, Tüchern und
Bändern geschmückt, durch die Straßen, und von allen Seiten eilt
man herbei, um das Festtier zu bewundern und durch allerlei Land,
den man ihm anhängt, seine Toilette noch zu vervollständigen.
Wieso der Dohse gerade zu solcher Auszeichnung
kommt, haben die beiden Folkloristen A. Kuhn und W. Schwarz
in ihrer großen Sammlung norddeutscher Sagen, Märchen
und Gebräuche aus altmythologischen Vorstellungen erklärt. Zweifel-
los geht ja das Herumführen der geschmückten Tiere auf Opfer zurück,
die in der heidnischen Zeit zur Feier des Frühlingsfestes dargebracht
wurden. Das läßt sich aus heute noch vorhandenen Sprüchen zum
Beispiel auch für den Hammel nachweisen, der als „Pingsbötel“ in
manchen Gegenden im Pfingstbrauch eine große Rolle spielt. Der
feierliche Umzug und die Schmückung des Dohsen soll nun mit dem
germanischen Botanikultus in Verbindung stehen, denn Botan, der
Gott der Ernte, war auch zugleich Gott des Ackerbaus und der Vieh-
zucht und ihm wurden vorzugsweise Rindopfer geschlachtet. Der Dohse,
der hauptsächlich in den Fastnacht- und Pfingstbräuchen auftritt, war
also ein dem Botan heiliges Tier. Wenn aber heute der Pfingst-
ochse zum Symbol menschlicher Eitelkeiten und Untugenden geworden
ist, so hat auch für diese Bedeutung der Volksbrauch bereits vor-
gearbeitet. In einigen Gegenden, so im südlichen Lüneburg im
Kreise Gifhorn, sind es die zu spät am Pfingstmorgen ausgelassenen
Kühe, die mit Laub bekränzt werden. „Das ist dann ein wahres
Gaudium für die jungen Burken. Die Mädchen, die am Morgen nicht mit
dem Melken fertig waren, als der Hirt blies, müssen alle Sticheleien
über sich ergehen lassen. Durch das Bekränzen ihrer Kühe sind sie
als Langschläferinnen im ganzen Dorf belannt geworden.“ Ebenso
wird vielfach der Hirt, der bei dem allgemeinen Wettanstreiben
des Viehs am Pfingstsonntag als letzter aus den Federn steigt, nicht
nur „Pfingstlämmel“, „Pfingstfuch“ oder „Pfingstiesel“, sondern auch
„Pfingstochse“ genannt. So haßte dem Namen des in der Ver-
gangenheit geehrten Botan-Tieres bereits ein leiser beleidigender
Weigeischnack an und die Fülle der bunten Zierrate, die dem Dohsen
beim festlichen Umgang angehängt wurden, legte den drastischen
Vergleich sehr nahe.